



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : dritte Reihe : 7.
Altruismus, d. i. die Lehre vom Mitmenschen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hundert, auf denen der Palio dargestellt ist. Hiernach gehörten damals Kämpfe von künstlich hergestellten wilden Ungeheuern dazu, die von innen durch Menschen bewegt wurden, und das Kostüm entspricht nicht genau dem heute angewandten, sondern mehr dem der damaligen Zeit. Es ist also in- zwischen auf der einen Seite eine Vereinfachung des Festes, auf der andern eine bewußte Rückwärtsbewegung in den Trachten erfolgt, indem man die Formen des fünfzehnten Jahrhunderts wieder aufgenommen hat. Im übrigen aber scheint das Fest unverfälscht die Jahrhunderte überdauert zu haben, und niemand, der es ermöglichen kann, sollte versäumen, ihm gelegentlich beizu- wohnen. Wer aber zu andrer Zeit nach Siena kommt und derartigen Volks- überlieferungen gern seine Beachtung schenkt, der wird in der kleinen reizvollen Renaissancekirche degli Innocenti die gesamten Kostüme, die säuberlich auf- bewahrt werden, finden.

Meine Schilderungen zeigen, daß die altüberlieferte Schönheit der italie- nischen Volks- und Kirchenfeste keineswegs schon verschwunden ist, und ich möchte glauben, daß es noch sehr lange dauern wird, ehe sie erlischt und untergeht.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

7. Altruismus, d. i. die Lehre vom Mitmenschen



an konnte damit rechnen. Denn erstens waren nähere Verwandte überhaupt nicht da, und zweitens, wer wäre würdiger gewesen, das Erbe der beiden alten steinreichen Tanten anzutreten, als Frau Larose, die es nach ihrer eignen felsenfesten Überzeugung besser als jeder andre verstand, die zu erwartenden Hunderttausende mit Würde und Eleganz zu verwenden. Und drittens wäre es eine schreiende Un- gerechtigkeit gewesen, wenn Frau Larose nicht bedacht worden wäre. Die alten Tanten hätten ja ein Herz von Stein haben, sie hätten wahre Ungeheuer von An- dankbarkeit sein müssen, wenn sie sich nicht in ihrem Testament erkenntlich zeigten und sinnreiche Briefe nach D. geschickt hatte. Und Tante Elise war ja auch Gott sei Dank vierundachtzig Jahre alt, und Tante Paula war nur wenig jünger. Sie konnten jeden Tag das Zeitliche segnen. Man konnte also damit rechnen, daß man über ein großes Vermögen verfügen werde. Und warum sollte man das ver- schweigen? Warum sollte man sich nicht schon jetzt in der Gunst sonnen, die nach alter und gerechter Weltordnung wohlstuitierten Leuten von dem Mitmenschen zu teil wird? Man nahm doch niemand etwas, wenn man seine Ansprüche auf die Zukunft schon der Gegenwart in Rechnung stellte.

Man konnte damit rechnen. Auch der selige Larose pflegte diese Redewendung mit Vorliebe zu gebrauchen. Man konnte damit rechnen, daß die Rüben dieses Jahr zweihundert Zentner bringen, oder daß der Weizen zum Herbst hundertachtzig Mark kosten werde. Man konnte also unbedenklich ein paar neue Kutschpferde kaufen, und Frau Larose konnte unbedenklich auf vier Wochen ins Bad gehn. Hernach brachte freilich zufolge einer unbegreiflichen Verkettung von Umständen der Morgen Land nur hundertzwanzig Zentner, und der Weizen stand nur hundertvierzig Mark. Und dann fehlte das im voraus ausgegebne Geld, und man mußte es für teure Zinsen borgen. Da sich nun dieses Mißgeschick wiederholte, so kam der selige Larose in ernste Schwierigkeiten. Aber man konnte damit rechnen, daß der Wert der Güter steige, und daß man das Gut werde vorteilhaft verkaufen und damit alle Verluste einbringen können. Alle Anzeichen wiesen darauf hin, man konnte damit rechnen wie mit Thatsachen. Statt dessen geriet die Landwirtschaft in eine Notlage, der Preis der Güter fiel, und als Frau Larose nach dem Tode ihres Mannes den Nachlaß ordnete, blieb ihr nur so viel übrig, daß sie in die Stadt ziehn und leidlich anständig leben konnte.

Dazu vermochte sich freilich Frau Larose nicht zu verstehen, den Titel Frau Rittergutsbesitzer abzulegen, in die tiefen bürgerlichen Kreise hinabzusteigen, mit dem Henkelkorbe auf den Wochenmarkt zu gehn oder mit dem Fleischer um den Preis des Kalbsbratens zu handeln. Man war das seiner Vergangenheit schuldig, man war es auch seiner Zukunft schuldig. Und Annette war ein verständiges Mädchen. Sie hatte nichts dagegen, eine teure Wohnung für die schönen Möbel zu mieten und sich mit andern Ausgaben einzuschränken, elegante Kleiderstoffe einzukaufen und sie möglichst billig selbst zu modernen Kleidern zu gestalten, nie anders aus dem Hause zu gehn, als wie aus dem Ei gepellt, und zu Hause die allerältesten Kleider aufzutragen. Es war ja nicht gerade angenehm, immer auf die lieben Mitmenschen Rücksicht nehmen zu müssen und immer so zu thun, als habe man vollauf, während man sich doch ernstlich einschränken mußte. Aber wie lange dauerte es denn? Vierundachtzig Jahre sind ein schönes Alter, und wenn geschah, was geschehn mußte, dann war man aus aller Not, damit konnte man rechnen.

Als Laroses nach B. gezogen waren, erregten sie eine nicht geringe Neugierde bei der Bürgerschaft. Ihre Niele wurde beim Fleischer gründlich ausgefragt, aber sie wußte, da sie eben erst in den Dienst getreten war, selber nichts. Die Weiber aus der Nachbarschaft versammelten sich auf der Straße und hielten, hier und da in Gruppen vereinigt, Schauri ab. Aus den gelegentlich nach den Fenstern der Larosischen Wohnung gerichteten Blicken konnte man ersehen, wovon die Rede war. In den nächsten Kaffeegesellschaften und im Ratskeller kam die Rede natürlich auf die Laroses. Aber man wußte nichts weiter festzustellen, als daß sie irgendwo in Pommern ein Rittergut besessen hätten, das sie nach dem Tode des Besitzers an einen gewissen Neumann verkauft hätten — Friedrich Neumann, den Schwager von des alten Bergner seiner Cousine —, ein schönes Gut, unter Brüdern seine hunderttausend Thaler wert. Also mußte die Larose eine begüterte Dame, und ihre Tochter ein begehrenswerter Gegenstand für Liebhaber sein. Als aber die Larose mit ihrer Tochter zum erstenmale in das Militärkonzert im Augarten kam, war es ein Tagesereignis, das seines Eindrucks nicht verfehlte.

Der Augarten war ein Konzertlokal von B., und zwar das vornehmste. Hier wurden im Sommer die in der ganzen Gegend berühmten Musikonzerte gegeben, in denen sich die Kapelle des dritten W.schen Infanterieregiments, Prinz Adolf Ferdinand, Nummer x unter persönlicher Leitung seines Dirigenten Rauke, unsers Rauke, wie die Bürgerschaft zu sagen pflegte, produzierte. Der Augarten war eine etwas zopfige Anlage aus dem siebzehnten Jahrhundert. In der Mitte stand das

Trianon, ein anderthalbstöckiger Bau mit gebrochnem Ziegeldache, eirunden Fenstern, mit Guirlanden und Verzierungen von Stuck und einem etwas zurückgekommenen Gesamtaussehen. Hier regierte „unser“ Bendemann mit seiner Kellnerschar. Und gegenüber stand, gleichfalls etwas verbraucht aussehend, die Schallmuschel, in der „unser“ Mauke und seine Künstler-schar seine Ouberturen und Potpourris spielte. Was dazwischen lag, sah so aus, wie ein Kaffee- und Konzertgarten auszusuchen pfllegt. Da waren Reihen von Stühlen und Tischen, Gaslampen, dazu Bäume von kümmerlichem Wuchse und müden Blättern, gleich als ob sie das viele Musikmachen nicht vertragen könnten.

Wenn nun das hochansehnliche Publikum zum Konzerte versammelt war, so hätte ein ununterrichteter Beobachter vielleicht geglaubt, daß sich diese große Menge von ältern Damen, von jungen Mädchen, von würdigen Herren und jungen Leuten zusammengefunden und niedergelassen hätte, wie es der Zufall wollte. Das war aber keineswegs der Fall. Vielmehr beherrschen die Beziehungen des Standes, der Verwandtschaften und des Geldes, die in der Stadt maßgebend waren, auch den Augarten. Auch hier gab es gewisse Stellen, die die Schwerpunkte der Gesellschaft darstellten, auch hier gab es verbindende und trennende Kräfte, auch vor der hohen Kunst hörte man nicht auf, Stadtrat oder Frau Geheime Rechnungsrätin oder Frau F. C. Gockel, in Firma Gockel und Söhne zu sein, vor allem hörte man nicht auf, Bürger von B. zu sein, zu deren besondern Verechtsamen es gehörte, alles erfahren und bereden zu dürfen. Diesem Rechte gegenüber trat das Recht unsers Mauke, für seine Musik Gehör zu verlangen, weit in den Hintergrund. Es sprach sich doch auch gar zu schön, wenn Musik gemacht wurde, man fühlte sich durch die Töne so angeregt und zugleich auch so gedeckt. Und so pfllegte denn, wenn Mauke den Taktstock schwang, nicht allein sein Musikkorps, sondern auch die Unterhaltung in Gang zu kommen.

Über einen Teil der Tische pfllegte ein für allemal disponiert zu sein. Die drei Tische hinter dem Springbrunnen waren seit Jahren in festen Händen, nicht weil sie der Musik wegen besonders günstig gelegen waren, sondern weil man von ihnen aus den besten Blick auf den Mittelgang hatte. Man konnte von hier aus alles beobachten, was sein Billet an dem Tische neben dem Eingang bezahlte und dann durch den Mittelgang seinen feierlichen oder eleganten oder niedlichen Eintritt nahm. Natürlich waren diese drei Tische auch jedermann bekannt. Den einen nannte man das Ferngericht. Hier saß das betagte Alter und hielt Gericht. Auch der eine oder der andre ältere oder auch jüngere Herr war darunter, und man hätte nicht behaupten können, daß er nicht hineingehört hätte. Der mittlere Tisch hieß das Standesamt. Hier wurden Verlobungen zusammen und auseinander gebracht und über alles Heiratbare Liste geführt. Der dritte Tisch, an dem ein Kreis junger Mädchen in hellen Kleiderchen saß, hieß der Gänsfestall. Diese Bezeichnung war eine Roheit und rührte sicher von einem her, dem dort die Trauben zu hoch hingen. Er war auch ein Unrecht, denn wenn es gestattet war, an diesem Tische Platz zu nehmen und hier ein Tuch unzuliegen und dort ein Glas Limonade zu bestellen, für den wurde mütterlich gesorgt, der befand sich nicht umsonst in der Nähe des „Standesamts.“

Ein langer Tisch an der sichtbarsten Stelle des Gartens wurde von den Herren Referendaren und Offizieren eingenommen, die gekommen waren, weniger um zu sehen und zu hören, als gesehen zu werden und sich hören zu lassen. Neben dem Orchester pfllegte die dürre Gestalt des Herrn Oberlehrers Schnock zu stehn, der es für seine Pflicht hielt, sich musikalisch zu bilden, und der über jede Leistung der Kapelle eine maßgebende Meinung hatte, die er freilich meistens für sich behielt, oder der er nur im Flüsterton einem gleichgesinnten Musikfreund gegenüber Aus-

druck gab. Im Hintergrunde saß einsam Herr Doktor Heinrich Wiesenbach, der Musikreferent des B'schen Intelligenzblattes, und machte auf die Rückseite seines Programms Notizen, um am folgenden Tage über die Leistungen Naukes und seiner Künstlerschar zu berichten, wie über ein musikalisches Ereignis.

Zu den Tischen, die in fester Hand waren, gehörte auch der Tisch, der gerade unter dem großen Gasandelaber stand. Hier pflegten zwei alte Herren, die Gebrüder Schölller, Platz zu nehmen. Beide waren alte Junggesellen, beide waren pensionierte Militärs, beide waren große Musikfreunde, und beide waren so ziemlich stocktaub. Sie unterhielten sich miteinander mit Hilfe von zwei Hörrohren, in die sie hineintrumpeteten, wodurch freilich die Heimlichkeiten, die sie sich mitteilten, einen etwas öffentlichen Charakter annahmen. Wenn aber unser Nauke sein gesamtes Blech auf einmal losließ, oder wenn die große Trommel dröhnte und die Becken loschlugen, wie um Tote zu erwecken, dann sahen sie sich mit freudigen Blicken an und nickten mit dem Kopfe den Takt, als wollten sie sagen: Siehst du, du denkst wohl, ich höre nichts mehr? Ich höre noch ganz gut.

Es kam also der Tag, an dem Frau Larose und Fräulein Tochter zum erstenmal auf dem Konzerte erscheinen sollten. Man wußte es natürlich schon im voraus. Denn Fräulein Annette war schon am Tage zuvor bei der Putzmakerin gewesen und hatte sich erkundigt, ob der neue Hut fertig sei. Sie brauche ihn am nächsten Tage notwendig. Woraus leicht geschlossen werden konnte, daß der Hut zum Konzerte gebraucht werde. Von der Putzmakerin erfuhr die Neuigkeit die Frau Hofapotheker, und diese brachte sie in die Konditorei von Nebelungs, und hier war sie in guten Händen. Denn bei Nebelungs pflegten die Damen von B. ihr Gebäck zu kaufen, das sie als tüchtige und sparsame Hausfrauen in den Augarten mitnahmen. Frau Nebelung sagte also bei jedem Stückchen Kuchen, das sie einwickelte: Denken Sie sich, Frau Larose wird heute auch da sein.

Was Sie sagen? Also wird auch da sein?

Ja, ganz gewiß, ich weiß es aus bester Quelle. Die Putzmakerin, bei der Fräulein Larose ihren Hut machen läßt, war bei Frau Hofapotheker und hat es erzählt. Und Frau Hofapotheker war erst diesen Vormittag hier und sagte: Es ist ganz sicher, daß die Laroses heute nachmittag im Konzerte sein werden. Ich habe es aus bester Quelle, und Fräulein Larose wird einen neuen Hut tragen, neuestes Pariser Modell.

Und dies wiederholte sich den ganzen Nachmittag, wodurch die Neuigkeit ihre gebührende Verbreitung fand.

Man war also einigermassen gespannt. Unser Nauke spielte wie immer „meisterhaft,“ diesmal gerade die Zwischenaktsmusik aus der *Cavalleria rusticana*, und die Unterhaltung war im besten Gange. Frau Rätin Volze erzählte einem engern Kreise eine unerhörte Geschichte mit gedämpfter Stimme, und Fräulein Klinker, eine etwas späte Jungfrau, begleitete den Text mit lauten Ausrufen ihres ungemessenen Staunens, denn Fräulein Klinker wunderte sich immer und über alles: Nicht möööglich! — Was Sie saagen? — Nach Rorderney? — Und allein? — Unglauaublich! — Und so plöblich! — Nun seeehen Sie mal an! — Wer hätte das — — Hier brachen Text und Anmerkung ab. Alle Unterhaltung verstummte, alle Häße reckten sich, alle Augen wandten sich nach einem Punkte. Unser Nauke würde sich schwer geirrt haben, wenn er geglaubt hätte, seine *Cavalleria* habe einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er den Redefluß zum Stillstand gebracht hätte. Aber Nauke kannte seine Leute, und der wahre Grund war auch offenbar, die Laroses hatten ihren Eintritt genommen, die Mutter mit der ihrer Stellung und ihrem zu erwartenden Vermögen gebührenden Würde, und die Tochter mit einem funkelnagelneuen hochmodernem Hute. Fräulein Larose war ein hübsches

Mädchen, nicht gerade eine Schönheit, auch nicht von geistvollem Aussehen, aber ihre Erscheinung war nett, und ihre Haltung sicher und natürlich. Und was die Damen besonders wunderte, sie kamen in Begleitung von Eduard Lorenz. Dieser Herr, der soviel Zeit hatte, als ihm sein Beruf als Rentier erlaubte, pflegte sich zwar um alles und jedermann zu kümmern, es war aber doch erstaunlich, wie er sich so schnell an die Laroses herangemacht hatte. Und der eine von den beiden alten Schöllers hatte sich erhoben und begrüßt, worauf Mutter Larose hold gelächelt und einen korrekten Promenadenknicks hingesezt, und Tochter Larose freundlich genickt hatte. Zugleich erschien unser Vendemann als aufmerksamer Wirt in der Thür seines Trianon, winkte mit der Serviette und sprach Beschwörungsformeln, worauf ein paar Kellner heranstürzten und Platz machten, worauf sich die Damen und Eduard Lorenz setzten.

Während dessen trompetete Schöllers II in das Hörrohr von Schöllers I: Sage — mal — wer — sind — denn — die beiden — Frau — en — zimmer?

Das sind — die Laroses! antwortete Schöllers I in derselben Weise. Hatten da — früher in — Hinter — pommern — irgendwo — Rittergut. — Habe — mal — da — in — Quar — tier — gelegen.

So? Quartier — gelegen? — Was — sind es denn — für — Leute?

Sie ist eine — alte — Schraube.

Alte — Schraube?

Ja — alte — Schraube — mit großem — Weid — sack.

Und — die Tochter?

Unbe — deutende — Butter — blume. Wird — aber — doch einen Mann — kriegen. Mann — kriegen?

Ja — Mann — krie — gen. — Wegen — des Geldsacks.

Dieses Gespräch war nicht dazu angethan, unvermerkt zu verhallen. Außerdem wurden von aufmerksamen Beobachtern folgende Thatsachen festgestellt. Erstens: die alte Larose trug echte Spitzen und eine Brosche mit einer großen Perle. Zweitens: die Tochter Larose trug achtknöpfige Handschuhe, das Paar gewiß zu fünf Mark. Drittens: die Laroses hatten keinen Kuchen mitgebracht und aßen von Vendemanns Biskuitorte, was beinahe — nach der Meinung der einheimischen Damen — an Verschwendung grenzte. Viertens: Personen, die absichtlich nahe an dem Larosischen Tische vorübergegangen waren, hatten deutlich gehört, daß Frau Larose von gewissen steinreichen Tanten gesprochen hatte, daß von einem Familiensilberschatze die Rede gewesen sei, und daß Fräulein Larose nach einer Quelle für wirklich gute Eau de Cologne gefragt habe. Dies alles, und was man außerdem aus Eduard Lorenz herausgepumpt hatte, führte zu dem Schlusse, daß man es mit sehr beachtenswerten Leuten und mit einer jungen Dame zu thun habe, die zu der Gattung der Goldfische zählte.

Wenn beim Erscheinen der Laroses Frau Rätin Volze so plötzlich ihren Bericht unterbrochen hatte, so war das nicht aus atemloher Neugierde geschehen, sondern weil ihr eine Vision gekommen war, nämlich die eines Brautpaares, Fräulein Larose und ach, ihr Robert. Wenn doch nur der gute selige Volze etwas mehr Wert auf einen wohlklingenden Namen gelegt hätte! Robert Volze! wie klingt das? Aber er war leider Gottes nicht aus seiner altfränkischen Gleichgiltigkeit gegen das Höhere frei zu machen.

Wir wollen hier eine Thatsache mitteilen, die wir in Gegenwart von Frau Rätin nicht zu berühren gewagt hätten. Sie war gar nicht Frau Rätin. Ihr guter seliger Mann war Oberkassenkontrolleur gewesen und würde sicher noch Rat geworden sein, wenn es nicht das Schicksal gewollt hätte, daß er als Kassenkontrolleur starb. Immerhin gewährte es einen gewissen Trost, daß in der Todes-

anzeige gesagt werden konnte: Nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse starb unser guter „sorglicher“ Vater, Bruder, Vetter, Schwager, Onkel usw. Denn das Wort sorglich bedeutet in Todesanzeigen einen Nachlaß von wenigstens dreißigtausend Mark. Mit Hilfe dieses Nachlasses und der Pension konnte man es nun möglich machen, Robert studieren und in die höhern bürgerlichen Sphären aufsteigen zu lassen. Um selbst nicht zurückzubleiben, nannte sich Frau Volze von dem Tage an, als Robert die bunte Mütze trug, Frau Rechnungsrat, was um so eher ging, als sie inzwischen den Wohnort verändert hatte. Als aber Robert, der natürlich Jura studierte, Professor geworden war, nannte sie sich nur noch Frau Rat. Ja es ist nicht ausgeschlossen, daß sie, wenn Robert erst einmal die für ihn bestimmte reiche Erbin geheiratet hat, zur Frau Geheimrätin avanciert. Denn das war selbstverständlich, Robert mußte eine gute Partie machen. Mit einer schönen, vornehmen und reichen Schwiegertochter vor ihren Bekannten großthun zu dürfen, das sollte ihr Lohn sein für die Sorgen und Entbehrungen, die sie wegen ihres Roberts so lange Jahre auf sich genommen hatte.

Nur gab es zwei Schwierigkeiten. Erstens war ihr die reiche Erbin noch nicht begegnet, und zweitens bemühte sich Robert selbst auch zu wenig, sie zu finden. Ja es hatte ernste Mühe gemacht, ihn von einer unpassenden Verlobung zurückzuhalten. Man denke, mit der Tochter eines Gymnasialprofessors, der nicht mehr als seinen Gehalt hatte. So war ihr denn auch die Aufgabe geworden, nach einer Frau für ihren Robert auszuschauen.

Da erschienen die Laroses auf der Bildfläche, und zugleich stieg in ihr die Vision auf: Dies ist die Braut. Dieses Gedankenbild war noch nicht verweht, da legten sich die knochigen Finger von Frau Stadtrat Hammer auf ihren Arm, und Frau Stadtrat sagte mit den Augen nach Laroses hinwinkend: Wissen Sie, Frau Rat, das wäre eine Braut für Ihren Sohn. Frau Rat schlug die Hände zusammen über diese Seelenverwandtschaft, und beide Frauen sahen sich verständnisvoll lächelnd an. Darauf wandte sich Frau Hammer an ihre andre Nachbarin, und diese wieder an die nächste, und man flüsterte und winkte sich zu und lächelte, als wenn man Schenken und Logieren gespielt hätte.

Ich bin verpflichtet, dem Leser das Rätsel zu erklären, wie es möglich war, daß eine ganze Tischrunde von Müttern, Tanten usw. einen heiratsfähigen Professor in uneigennütziger Weise an ein eben zugereiftes, wenn auch noch so nettes und reiches Mädchen weggaben. Die Sache war nur aus dem Grunde möglich, weil es gerade für keine der eignen Töchter und Nichten wünschenswert war, „aus dem Hause“ zu heiraten. Köschen Meerwitz konnte nur einen Kaufmann brauchen, der das väterliche Geschäft übernehmen konnte, Alwine Kuhrts hatte nicht Geld genug, einen Professor zu ernähren, und nicht Geduld genug, zu warten, bis aus dem Professor ein Amtsrichter geworden war, und so begnügte sie sich mit ihrem Zahnarzt — was auch ein schönes Geschäft ist. Und Elsbeth Frankenberg war so gut wie verlobt. Und so auch die andern. Überdem war man auch viel zu vorsichtig, für die eignen Söhne auf eine so fremde Dame zu reflektieren. Wenigstens würde Frau A. E. Großmann in ihrem Hause keine Schwiegertochter zugelassen haben, deren Familien- und Vermögensverhältnisse nicht wenigstens seit zehn Jahren stadtbekannt gewesen wären. Man konnte also mit größter Uneigennützigkeit Ehe stiften.

Einen lebhaften Briefwechsel zwischen Frau Rätin und ihrem Sohne und zwischen diesem und seinen Vorgesetzten übergehe ich. Das Ende war, daß einige Wochen darauf an einem Konzertabend Professor Volze, seine Mutter am krummen Arme führend, durch den Mittelgang eintrat.

Du, — sag mal, tutete Schölller II ins Horn von Schölller I, was — kommt — denn — da — für — Grobzeug?

Die — alte — Tante? tutete Schölller I zurück.

Ja — die Alte — mit — dem — verrückten — Pom — pa — dour.

Ist — halb närrisch — kuriose — Strebe — tante. — Nennt sich — Frau — Rat. — Mann — war — bloß — Kassen — Kontrollleur.

Kassen — Kontrollleur?

Ja. — Rechen — mensch. Weiß es — ganz — genau. — Bin mal — nach P. — abkommandiert — gewesen, wo er — am — Gericht — war.

Und der — junge — Mensch?

Der Kerl — mit den — Bügelfalten — in — Hosen — und Bart — Binden — Gesicht? Ist ihr — Sohn. — Haben — ihn — kommen lassen —

Kommen lassen?

(Mit lauterer Stimme:) Haben — ihn — kom — men — lassen. — Wegen — der — Laroses. — Wird wohl — auf — den — Leim — kriechen.

Der Herr Assessor wurde gewürdigt, am Tische der jungen Mädchen Platz zu nehmen. Die Laroses, umgeben von einem Hofstaate jüngerer Herren, saßen nicht weit davon. Es dauerte nicht lange, so hatte Eduard Lorenz die Brücke zwischen Laroses und dem Natstische geschlagen. Annette kam herüber und siedelte sich unter den jungen Mädchen an, und Frau Rat ging hinüber, um eine Halskette von altertümlicher Arbeit und hohem Werte zu bewundern, die Frau Larose trug. Frau Larose sprach von dieser Kette mit einer gewissen, offenbar echten Veringschätzung und bemerkte, daß es ein altes Familienstück sei und an Kunstwert ihrem Silberschätze nicht gleichkomme. Aber das interessiere ja wohl Frau Rätin nicht. — Im Gegenteil, Frau Rätin interessierte sich sehr für Silber und Gold, und das letzte Stück des Programms war noch nicht gespielt, als auch Frau Larose am Natstische saß, und man einen Kaffee verabredet hatte, bei dem dieser Silberschätze gezeigt werden sollte.

Mit besagtem Silberschätze hatte es aber eine eigentümliche Bewandnis. Tante Paula war nämlich gestorben. Gott habe sie selig. Was aber hatte das Testament bestimmt? Die Larose hatte den Schmuck und das Silbergeschirr geerbt, aber die Kapitalien waren an die ältere Schwester gefallen. Das war bitter gewesen, und Frau Larose hatte nicht umhin gekonnt, ihrem Ärger durch bössartige Bemerkungen über undankbare Verwandte, die nicht wußten, was sie ihrer Familie schuldig seien, Luft zu machen. Ja sie war so unklug gewesen, in einem Briefe an Tante Elise ihrer Enttäuschung andeutungsweise Ausdruck zu geben. Später beruhigte sie sich. Die Sache war ja nicht weiter schlimm. Es war ja schließlich gleich, ob man seine Erbschaft in zwei Teilen oder alles auf einmal einstrich. Es war nur nötig, noch weiter zu warten. Kommen mußte es doch einmal, damit konnte man rechnen.

Die Damen fanden sich pünktlich und vollzählig zum Kaffee ein. Im Nebenzimmer war eine Ausstellung der Silbergeräte und des Schmuckes arrangiert. Man stärkte sich vor dem Anblicke mit Kaffee und Kuchen und nach dem Anblicke mit süßem Wein und Torten, und die Meinung befestigte sich, daß die Laroses unheimlich reich sein müßten.

Robert, sagte Frau Rat zu ihrem Sohne, halte dich dazu. Hast du nicht gemerkt, daß Leutnant Stadelbein ernstliche Absichten hat? Wenn du dir diesen Goldfisch entgehn läßt, so beruhige ich mich Zeit meines Lebens nicht wieder.

Fräulein Annette, sagte Frau Stadtrat Hammer zu Fräulein Larose, Sie sehen heute wieder reizend aus. Sehen Sie nur, was der Assessor für Augen macht.

Herr Assessor, sagte Frau Schielebink, mit dem Fächer hinter Laroses her winkend, wie gefällt Ihnen Fräulein Annette? Nicht wahr, allerliebste — und sehr reich. Ich glaube, Sie würden da nicht vergeblich anklopfen.

Dazu kamen Picknicks, Bahnpartien mit Tänzchen und die Konzerte. Können

wir uns wundern, daß, wo alles Gelegenheit machte, half und schob, die Mütter einverstanden waren und schon im voraus zu segnen anfangen, der Schicksalswagen in Bewegung kam, und die sich fanden, die sich finden sollten — umsomehr, als die Nächstbeteiligten wirklich Gefallen aneinander gefunden hatten?

Es war am letzten Konzerte des Sommers, als Assessor Volze, seine Braut am Arme führend, und gefolgt von den beiden Müttern, den Mittelgang des Konzertgartens betrat. Dies erregte großes Aufsehen. Manche Kaffeetasse wurde schief auf die Untertasse gesetzt, und manches Stück Kuchen blieb unbearbeitet zwischen den Zähnen hängen. Der „Gänsestall“ war in höchster Aufregung, das „Ständesamt“ war gerührt, und selbst über das „Femgericht“ flog ein freundlicher Schimmer von Teilnahme. Die beiden Mütter aber schwammen in Wonne. So hatte sich die Frau Rat die Sache in ihren glücklichsten Träumen gedacht; und als nun der allezeit höfliche Wendemann seine Glückwünsche brachte und dazu: Frau Geheimrat sagte, da waren ihre höchsten Wünsche erfüllt. Und in dem gesamten weiblichen Publikum herrschte die Empfindung, wie beim Lesen des letzten Kapitels eines schönen Romans, wo „sie“ ihm in die Arme sinkt, und „er“ süße Worte stammelt, und sie lallt: O — du! o — du!

War damit nun der Roman aus? Glücklicherweise nicht. Es blieben noch zwei interessante Kapitel übrig, das Kapitel der Ausstattung und das der Trauung; der Ausstattung bei Grünthal und bei Rosenmüller und der Trauung in der Hauptkirche durch den Herrn Superintendenten.

Während dessen äußerte sich Schölller II in bekannter Weise zu Schölller I: Du, sag mal — was ist denn — dieses Hartbinden — Gesicht — eigentlich?

Vorläufig — noch — gar nichts.

Von — was — wollen sie — denn — dann — leben?

Von — ihrem — Durchgebrachten — wie — Baron — Brand — sagte.

Für — Kartoffeln — und — Händedrücken — wäre — ich — aber — nicht.

Ich — auch nicht.

In der That, das Kapitel von der Ausstattung gestaltete sich höchst interessant. Die alte Larose hatte in hochherzigem Vertrauen alle Besorgungen dem lieben Schwiegersohn überlassen, und dieser setzte den Möbelhändler, den Tapezierer, den Weißwarenhändler und die Ausstattungshandlungen gehörig in Mahrung. Besonders hielt auch Frau „Geheimrätin“ darauf, daß alles standesgemäß eingerichtet werde. Die beste Wohnung in der Stadt, die neulich der Herr Bankdirektor als zu teuer aufgegeben hatte, wurde gemietet, die teuersten Vorhänge, die modernsten Möbel, die feinste Wäsche wurde gekauft. Tag und Nacht arbeitete eine Schar Näherinnen, um große Monogramme in die Wäsche zu zaubern. Noch nie hatte die Möbelschmückung von Rosenmüller soviel Besuch von Damen erhalten, als solange die fertigen Stücke im Laden aufgestellt wurden. Und als bei Grünthal die Wäsche nach allen Regeln der Kunst ausgestellt wurde, gab es eine ganze Völkerwanderung der Damen, die die Hände über solchen Luxus zusammenschlugen. Das Brautkleid kriegten sie aber nicht zu sehen, da dasselbe direkt von Gerson aus Berlin bezogen wurde. Aber auch ohne dies mußte man sich sagen, daß die Geschäftsleute einen ausgefuchsten Geschmack entwickelt hatten, und daß die Rechnungen wohl auch dem entsprechend ausfallen würden. Aber die Laroses mußten es ja können.

Der Assessor war in B. geblieben, zunächst auf Urlaub, dann aber hatte er es unter mancherlei Mithilfe einzurichten gewußt, daß er in B. ein Kommissorium erhielt, das mindestens ein Jahr dauern konnte. Auf dieser Grundlage sollte geheiratet werden, und dann konnte man darauf rechnen, daß die Stelle eines kranken Amtsrichters in B. frei wurde, und daß der Assessor eintreten werde. Und schlimmsten Falls — na ja, man konnte es ja abwarten.

Die Brautleute waren natürlich glücklich. Sie stellten vor dem Publikum alle die Gruppen und erwiesen sich alle die Zärtlichkeiten, die das Publikum von Brautleuten zu verlangen berechtigt ist. Sie benahmen sich durchaus korrekt, machten alle Besuche, die erwartet werden konnten, und haspelten geduldig alle Frag- und Antwortspiele ab, die bei solcher Gelegenheit üblich sind. Ein schärferer Beobachter hätte aber doch sehen können, daß das Glück nicht schattenlos war. Es gab etwas, was die Braut bedrückte.

Die Trauung in der Hauptkirche war großartig. Schon den ganzen Vormittag hatte man Blumen und Drangeriebäume in die Kirche gebracht. Die Lohnkutscher fuhren wie toll in den Straßen umher, der Logenwirt hatte schon dreimal sein gesamtes Personal ausgeschimpft, und der Piccolo hatte Maulschellen bekommen. Der Küster hatte den extra guten Teppich hinlegen lassen und machte seine wichtigste Miene, und der Kirchendiener hatte in Erwartung der großen Trinkgelber Zuckungen in den Händen. Den untern Kirchenraum füllte der Plebs, Kindermädchen mit Kindern auf den Armen, Frauen mit Körben auf den Rücken und die liebe Jugend, auf den Emporen hatten die bessern Kreise Platz genommen, weil man von dort alles am schönsten betrachten konnte. Es war beängstigend, zu sehen, wie man sich über die Brüstung herüberneigte, um nur alles ganz genau zu betrachten. Endlich hörte man wieder einmal Räder rollen, der Küster schob das Volk beiseite, der Organist ließ die Orgel los — da kamen sie! Die Braut: Weißseidner Kips mit Valenciennes-spißen — Ah! Und dort: Hellblauer Seidentüll mit gelben Rosen — Hmm! und da Altgold — Ei! und dort: Rosa Unterkleid und weißer Tüll mit Schwarz — Hff! Und wer ist denn das in dem Sammetkleide in Burgunderrot? — Das ist ja die Barose! — Ai! Und diese goldne Kette! — Ohh! Ja die haben es dazu.

Aber die Feinschmecker unter den Zuschauerinnen studierten die Züge der Braut. Es war nicht zu leugnen, die Braut sah blaß aus, leichenblaß! Sie machte eine Miene, als wenn sie zum Schafott schritte. Als die Ringe gewechselt wurden, wankte sie, als ob sie umfallen wollte, was der Herr Superintendent dem Eindrucke seiner Trauredede zuschrieb, und als das Jawort gesprochen wurde, sprach sie so leise, daß der Herr Superintendent noch einmal hinhören mußte. Das alles war ja höchst interessant! Sollte vielleicht? — Ja, der Roman hatte noch kein Ende, jetzt kam erst der zweite Teil. Man war auf den ersten Teil abonniert gewesen, man hatte das Recht, auch den zweiten Teil mit zu erleben. Findige Köpfe hatten es gleich heraus, daß hier ein „Vorleben“ in Betracht komme. Sollte vielleicht in Pommern nicht alles in Richtigkeit sein? Sollte dort vielleicht ein unglücklicher Liebhaber sitzen oder — ein nur schemenhaft aufsteigender Verdacht — ein verborgnes Pfand der Liebe? Oder kam Leutnant Stadelbein in Frage? Oder „jener schlanke Jüngling mit hoher weißer Stirn und geschmackvoller, doch etwas nachlässiger Kleidung,“ der dort, gerade der Braut gegenüber, an einem Pfeiler lehnte? In letzter Beziehung irrte man sich durchaus. Denn besagter Jüngling war, wie sich bald herausstellte, ein Reisender, der in Kirchenheizungen machte, und der die Gelegenheit benutzt hatte, sich die Hauptkirche anzusehen.

Ja, es war etwas geschöhn, aber niemand ahnte, was geschöhn war. Acht Tage vor der Hochzeit war Tante Elise gestorben und hatte der Nichte Barose eine Menge Möbelkram, Silber, Porzellan und Andenken, aber nur zehntausend Mark hinterlassen. Und dieses Geld war festgelegt und konnte nicht ausgegeben werden. Das ganze große Vermögen, eine halbe Million, war der Stadt D. zugefallen zur Anlegung einer Suppenanstalt. Frau Barose wurde fast vom Schlage gerührt, als sie diese Nachricht erhielt. Sie wurde ganz blau im Gesicht und kam erst nach einer halben Stunde wieder zu sich. Darauf rang sie vierundzwanzig Stunden lang die Hände, und darauf stürmte sie zum Rechtsanwalt, um durch diesen beantragen zu lassen, daß das Testament umgestoßen werde.

Nun aber begann eine zweite Not mit Annette, die ein paar Tage wie geistesabwesend umhergegangen war und darauf von der Mutter angetroffen wurde, wie sie, ihren Verlobungsring auf dem Schreibtische vor sich, einen herzerreißenden Brief schrieb. Sie nahm der Tochter den Brief weg.

Annette, rief sie in höchstem Unwillen, bist du wahnsinnig?

Nein, Mama, aber ich kann Robert nicht betrügen.

Aber bedenke doch, was du thust. So kurz vor der Hochzeit. Es giebt einen unerhörten Skandal. Man wird mit Fingern auf uns zeigen, wir werden in ganz B. einfach unmöglich. Und wer redet denn von betrügen? Die Betrognen sind wir selbst. Aber ich habe das Testament angefochten. Es wird umgestoßen werden. Der Herr Rechtsanwalt war auch der Meinung, daß wir nicht enterbt werden dürften. Ja, und es giebt noch Gerechtigkeit in der Welt, und man kann damit rechnen, daß wir den Prozeß gewinnen werden. Und inzwischen willst du dich und mich unrettbar blamieren?

Annette war keine Heldin. Den Brief zu schreiben hatte ihr eine schwere Überwindung gekostet. Sie ließ sich von den Gründen der Mutter überwinden, aber überzeugt war sie nicht. Und so kam es, daß sie in dem Bewußtsein ihrer Schuld in der Kirche fast zusammengebrochen wäre.

Der Winter war vergangen, und der Nachwinter, den wir so kühn sind, Frühling zu nennen, hatte sich verzogen, und es war Vor sommer geworden. Unser Bendemann hatte sein Ertaon wieder geöffniet, und unser Kaufe und seine Künstler-schar hatten ihre Schallmuschel wieder bezogen und „sangen alte liebe Lieder.“ Es war überhaupt alles so wie im Jahre vorher. Nur Volzes und Laroses hatten einen Tisch für sich eingenommen, ein Gegenstand der Beobachtung aller andern in Frage kommenden Tischgruppen. Denn es schwirrten unbestimmte Gerüchte in der Stadt umher. Es war etwas los, man wußte nur noch nicht, was.

Der erste, der etwas bestimmteres in Erfahrung gebracht hatte, war Eduard Lorenz gewesen. Er hatte im Handwerker-Bildungs-Verein mit Rosenmüller über den Stand der Geschäfte gesprochen, und Rosenmüller hatte gemeint, das Geschäft ginge ja schon, aber die Kunden seien zu schlechte Zahler. Darauf hatte Eduard Lorenz wohlberechneten Widerspruch erhoben und gesagt, so etwas komme in B. doch nicht vor. Worauf Rosenmüller, die geschäftliche Diskretion vergessend, geantwortet hatte: Kommt nicht vor? Ich sage Ihnen, ganze Ausstattungen bleiben unbezahlt, und die reichsten sind nicht immer die besten Zahler. Hier war doch nun mit dem Krückstocke zu fühlen, daß die Laroses gemeint waren. Dies war also eine wichtige Neuigkeit, die Lorenz brühwarm in den Augarten brachte. Sie erregte Sensation. Man steckte die Köpfe zusammen, man wunderte sich und beschloß, die interessante Fährte weiter zu verfolgen. Als man nach acht Tagen wieder zusammenkam, hatte man herausgebracht, daß auch Grünthal nicht bezahlt war, obwohl er schon mehrmals gemahnt hatte, daß der Fleischer nicht mehr Kredit geben wollte, und daß sogar die Miete vierzehn Tage zu spät bezahlt worden war. Das Sammetkleid in Burgunderrot war nicht wieder zum Vorschein gekommen, doch hatte man bemerkt, daß der Stoff zu mancherlei andern Zwecken verwandt worden war. Ferner nahm man mit großer Aufmerksamkeit wahr, daß zwischen Volzes und Laroses auch nicht alles in Richtigkeit war. Man hatte die beiden Schwiegermütter seit längerer Zeit nicht mehr miteinander gehn sehen. Ja, Hendricks Dienstmädchen wollte gehört haben, daß es bei Volzes eine heftige Auseinandersetzung gegeben habe, und daß kurz darauf Frau Rat Volze in großer Entrüstung das Haus verlassen habe. Das alles war höchst interessant und ließ einen wunderschönen Skandal erwarten. Nur die eine Besorgnis hatte man im Augarten: Werden sie heute auch zum Konzert kommen?

Sie werden, sagte Eduard Lorenz, sie werden ganz gewiß kommen, denn sonst würden sie ja zugeben, daß sie Grund haben, sich vor dem Publikum zu fürchten. Das sah man ein, man setzte sich in Erwartung der kommenden Dinge zurecht wie Leute, die ihr Theaterbillet bezahlt und damit das Recht gewonnen haben, alles zu sehen, was auf der Bühne vorgeht.

Und richtig, sie kamen. Assessor Volze und Frau zuerst. Sie setzten sich in einen Winkel. Er war zerstreut, und sie sah gedrückt aus. Darauf erschienen die beiden Schwiegermütter, und zwar von verschiedenen Seiten. Und das Unglück wollte, daß sie gerade im Mittelgange zusammenstießen, an einer Stelle, wo sie sich nicht ausweichen konnten. Frau Rat Volze wurde rot, und Frau Larose wurde blaß, und darauf rauschten sie aneinander vorüber, wie wenn eine für die andre Luft gewesen wäre. Eine tiefe Bewegung ging durch die gesamte Zuschauerschaft. Diese Bewegung war so tief, daß sie sogar Schölller II spürte.

Du, sag mal — sprach er in der bekannten Weise in das Hörrohr, was — ist — denn — los?

Großer — Krach — bei — Volzes, antwortete Schölller I.

Donnerwetter — das — ist — famos.

War — nichts — mit — dem — Reichtum — bei — Laroses. Lauter — fauler — Zauber. — Ein — ganz — gehöriger Reinfall — von dem — Volze. Ein — ganz — aus — gewachsener — Schwindel!

Schölller I hatte zu laut gesprochen. Frau Rat Volze hatte die letzten Worte gehört. Frau Rat gehörte nicht zu den schüchternen ihres Geschlechts. Sie trat an den Tisch heran und sagte zornbeugend: Wer redet hier von Schwindel?

Schölller I hüllte sich in die Unnahbarkeit schwerhöriger Leute, legte sein Rohr auf den Tisch, erhob sich freundlich und sagte: Ja, es ist ein wirklich schöner Abend heute, Frau Rat.

Wer wagt es, den Namen meines Sohnes mit dem Worte Schwindel in Verbindung zu bringen?

Es geht schon noch, ich komme schon noch allein nach Hause.

Herr, Sie sind ein — Hier fehlte ihr der Atem.

Danke, danke, sehr angenehm gewesen.

Damit setzte er sich wieder. — Du — sag — mal, meinte Schölller II, was — wollte — die — denn — eigentlich?

Habe — keine — Ahnung.

Frau Rat war außer sich. Da sie nun nicht davon laufen konnte — was hätten sonst die Leute gesagt? —, setzte sie sich, noch immer nach Atem ringend, in dem Kreise ihrer alten Bekannten nieder. Sie wurde mit herzlichster Teilnahme aufgenommen, und Fräulein Minker verwunderte sich über die Maßen und sagte einmal über das andremal: Nicht möglich! obwohl man noch von ganz alltäglichen Dingen redete. Wie geht es Ihnen denn, meine liebe Frau Rat, klang es von andern Seiten. — Ach ja, man hat seine Not. — Und seine Enttäuschungen, nicht wahr? — Jawohl, jawohl, wenn alles immer so wäre, wie man sichs gedacht hatte! — Nicht wahr? Und wenn man alles voraus wüßte! — Frau Rat wollte die Teilnahme ablehnen und die Unbefangne spielen, aber es half ihr nichts, man ließ sie nicht los, sie mußte beichten. Man rückte zu einem engeren Kreise zusammen, und Fräulein Minker, die sich zu vernehmlich wunderte, wurde weggeschickt. Da vernahmen denn die Damen zu ihrer maßlosen Verwundrung und ganz geheimen Gemüthung, daß der Larosische Reichtum in einer Hoffnung auf eine große Erbschaft bestanden hatte, und daß es mit dieser Hoffnung ziemlich aus sei, und daß von der ganzen teuern Einrichtung so gut wie nichts bezahlt sei. — Ja aber, mein Gott, das ist ja schrecklich! — Was werden Sie denn nun thun? — Aber die Laroses können nicht

in der Stadt bleiben. — Auf keinen Fall! — Nach diesem Eklat! Ganz unmöglich! Nicht?

Ja aber, wandte Frau Rat schüchtern ein, mein Sohn muß doch hier bleiben!

So müssen sich Ihr Sohn und seine Frau trennen. Es ist die einzige Möglichkeit, wie sich Ihr Sohn halten kann. Die Laroses verschwinden, und die Geschäftsleute sehen zu, wie sie zu ihrem Gelde kommen.

Dieses Thema wurde noch einige Stunden lang weiter variiert, und als Frau Rat, sorgsam von ihren Freundinnen geleitet, nach Hause kam, sah sie einen Hoffnungsschimmer: Ehen können geschieden werden.

Dieses Aufkonzert hatte verhängnisvolle Folgen. Natürlich durcheilte die Nachricht von dem zu Wasser gewordenen Reichtum der Laroses die Stadt in Windeseile. In allen Kaffeegesellschaften wurde der Fall besprochen. In der Nebelungschen Konditorei feierte man bei Schlagsahne wahre Orgien. Von allen Seiten liefen die Rechnungen der Geschäftsleute mit unzweideutigen Randbemerkungen ein. Und an demselben Tage kam auch die Nachricht, daß der Prozeß gegen die Stadt D. wegen Herausgabe der Erbschaft verloren worden sei. Es war alles zu Ende.

Affessor Bolze saß vor seinem eleganten Diplomaten Schreibtisch und rieb sich die Stirn. Hinter seinem Stuhle stand seine junge Frau.

Robert, sagte sie schüchtern. Robert hörte nicht. Robert — ach, Robert, bitte, schicke mich nicht fort.

Aber Kind, wer denkt denn daran?

Deine Mutter sagt, es sei die einzige Möglichkeit, wie du dich halten könntest, wenn wir weggeschickt würden.

Dummes Zeug!

Robert, Gott weiß es, ich habe dich nicht betrügen wollen. Ich habe dir alles sagen wollen, aber meine Mutter —

Ich weiß schon, hats nicht geduldet, wegen des Aufsehens und der Leute wegen. Ha! ha! Die lieben Nebenmenschen! Ich möchte wohl wissen, was sie jetzt sagen.

Und ich habe es auch schwer gebüßt, die ganze Zeit über.

Annette, hör mal zu. Wir wollen die ganze Angelegenheit auf eine glatte, runde Formel bringen: Wir haben eine Kapitaldummheit gemacht, du und ich und deine Mutter und meine Mutter. Nun wäre es eine ganz unnötige Fortsetzung dieser Dummheit, wenn wir uns untereinander zanken wollten, wer den größten Anteil daran hat. Ich könnte sagen: Es geschieht mir ganz recht, warum habe ich Fräulein Larose wegen ihres Geldes geheiratet. Aber es ist nicht wahr, ich habe dich nicht wegen des Geldes geheiratet, das weißt du ganz gut. Darum fällt es mir auch nicht ein, mich wegen des Geldes mit dir zu entzweien.

Was soll denn aber werden?

Wir haben uns eine Suppe eingebrockt, und die wird nun gegessen, was soll denn anders werden? Die Schulden müssen bezahlt werden. Es sind, wie ich eben zusammengerechnet habe, 11399 Mark 50 Pfennige, ein hübscher Posten für einen, der nichts hat.

Annette brach in Thränen aus.

Kind, was ist denn da zu weinen. Was man nicht hat, das verdient man sich. Als Amtsrichter kann ich das freilich nicht, aber ich lasse mich hier als Rechtsanwalt nieder.

Hier? Wäre es nicht besser, wo anders hin zu gehn?

Ach so? wegen der Leute? Annette, das wäre wieder eine Dummheit. Denn erstens, was gehn uns die Leute an! All ihr Gerede ist nicht vorhanden, wenn man nicht darauf hört. Und zweitens, hier kennt mich jedermann. Im ganzen

Preise wird binnen kurzem kein altes Weib sein, das nicht die Wolzesehe Geschichte mit schönen Variationen zu erzählen wüßte. Also bekannt bin ich. Wo anders würde ich Jahre brauchen, um nur einigermaßen das zu erreichen, was ich hier habe. Wäre es in Amerika, so ließe ich an den Hausgiebel mit Riesenbuchstaben malen: Hier wohnt der bewußte Wolze, der die bewußte Dummheit gemacht hat, hinterher aber „helle“ geworden ist. Eignet sich vortrefflich zum Rechtsanwalt. Das sollte schon ziehn! Es muß also folgendes geschehn: Wir kündigen die Wohnung und ziehn in ein kleines Quartier. Was verkauft werden kann, wird verkauft. Wir schränken uns ein. Wir geben keinen Groschen unnötig aus. Geraucht wird nicht mehr, auch nicht ins Konzert gegangen. Ich arbeite, und du ziehst ein Mattenfähnchen an und kaufst den Kohlrabi in der Markthalle selber. Die nächsten Jahre werden einfach gestrichen. Wenn wir dann nach ein paar Jahren, wenns Glück günstig ist, die Trümmer unsers verfehlten Anfangs beiseite geräumt haben, dann fangen wir von neuem an. Dann aber mit Grazie. Willst du das?

Mit Freuden, Robert!

Na, denn man zu.

Aber die beiderseitigen Mütter waren mit dieser Lösung der Frage keineswegs einverstanden. Frau Larose konnte es nicht ertragen, daß ihre Tochter so tief hinabsteigen sollte, den Kohlrabi selbst einzukaufen, und Frau Rat Wolze konnte es nicht verwinden, daß sie im Begriff stand, auch den Ratsstiel einzubüßen. Hatte sie doch kürzlich ein impertinenter Ladjüngling Frau Kassenkontrollleur genannt. Sie zogen also beide fort — zur Erleichterung der Zurückbleibenden.

Wolze war wirklich helle geworden. Er hatte die Lage der Dinge richtig erkannt, es war sehr geschickt gewesen, in B. zu bleiben. Da es ihm nun noch gelang, eine günstig gelegne Wohnung zu erwischen, so ging es in seinem Bureau zu wie in einem Bienenhaufe, er war bald der beschäftigteste unter den jüngern Rechtsanwäkten und verdiente einen hübschen Groschen Geld. Als er die ersten 5000 Mark abgestoßen hatte, leistete er sich den ersten Luxus. Er ließ sich eine Schrifftafel anfertigen, auf der unter Glas und Rahmen die Buchstaben D. W. D. A. zu lesen waren, und hängte die Tafel über seinen Schreibtisch.

Männchen, fragte Annette, als sie die Inschrift sah, was soll denn das bedeuten?

Das ist ein Wappen, Kind, erwiderte er, etwa so wie das römische: S. P. Q. R. Oder auch ein Zauberspruch, und zwar ein solcher, der sich bei uns ausgezeichnet bewährt hat. Es sind nämlich die Anfangsbuchstaben von Worten aus einem alten Studentenvers, den wir in Halle oft genug gesungen haben:

Denn was die andern von uns denken,
Das kann uns piepe sein,
Ist uns auch ganz schnurz.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Antipietist. Zu Beginn des Jahres erschien eine kleine theologische Broschüre: „Der Antipietist“ (im Verlag von Frommann, Stuttgart), deren polemischer Titel und packender Stil vielfach die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Das Schriftchen hat widersprechende Kritik erfahren — von rechts abgelehnt, von links